

Jeannette Fischer

Hass

Klostermann/Nexus

*Mein grosser Dank gilt Guido Fluri.
Er hat dieses Buch möglich gemacht.*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Vittorio Klostermann GmbH, Frankfurt am Main
Lektorat: Jeannine Horni, Wallisellen
Illustrationen und Coverabbildung: Chrigel Farner, Berlin
Satz: Marion Juhas, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: docupoint, Barleben
Alle Rechte vorbehalten. All Rights Reserved.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
entsprechend ISO 9706.
Printed in Germany
ISBN 978-3-465-04542-7

Für

Severin und Jasmin

Levin, Davin und Dorian

Hass

Welche Voraussetzungen müssen in einem Menschen gegeben sein, damit er ein Mensch wird, der hasst? Ist dem Menschen die Neigung zum Hass oder gar der Hass selber angeboren? Ist es somit quasi eine kulturelle Leistung, ihn bedeckt zu halten? Oder entsteht Hass während der Sozialisierung des Menschen? Welche Funktion hat Hass? Beherrscht er uns oder beherrschen wir ihn?

Fragen über Fragen. Sicher ist: Um gegen Hass, gegen seine Destruktivität und Vernichtungswucht anzugehen, müssen wir ihn zuerst verstehen. Wir müssen herausfinden, was seine Wurzeln sind und welche Funktionen er, nebst der Zerstörung, erfüllt oder zu erfüllen beabsichtigt. Wenn wir uns dem Hass unvoreingenommen, fragend nähern, gewinnen wir an Einsicht, auch an Einsicht über unseren eigenen Hass. Hass zu verstehen bedeutet nicht, ihn zu legitimieren. Ihn zu verstehen, zu erkennen, woher er kommt und was er anstrebt, vermag uns Einblicke in zwischenmenschliche Strukturen und damit auch in gesellschaftliche Strukturen zu geben.

Es ist viel einfacher, den Hass zu hassen, als ihn zu verstehen. Es ist viel einfacher, den Hass auszulagern, weit weg von uns, und ihn bei den anderen zu deponieren. So wird der Mitmensch zu einem Hassenden, möglicherweise gar zu einem, der uns hasst. Im Prozess des Verstehens jedoch erkennen wir, dass wir selber Akteure und Akteurinnen sind. Daher scheuen wir diese Herangehensweise. Viel lieber bekämpfen wir Hass, stehen gegen ihn auf. Dumm ist nur: Wenn wir auf ihn eindreschen, können wir ihn nicht beseitigen. Wir bewirtschaften ihn, ja befeuern ihn damit

nur. Indem wir dem Hass den Kampf ansagen, werden wir ein Teil von ihm, nicht zuletzt, weil wir unseren eigenen Hass legitimieren, indem wir behaupten, Gutes zu tun, auf der richtigen Seite zu stehen.

Hass ist ein Symptom

Wenn wir Kopfschmerzen haben, kann ein verspannter Nacken die Ursache sein, oder ein verstimmtter Magen, überanstrengte Augen, beruflicher Stress. Die Kopfschmerzen sind ein Symptom, der manifeste Ausdruck oder die Folge von etwas, das an ganz anderer Stelle in uns liegt. Es gibt also eine örtlich und zeitlich oft verschobene Ursache für dieses Symptom. Die Ursache des Hasses hingegen liegt im Dunkeln. Wir belassen sie auch gerne dort, weil uns die Nähe zum Hass und seinen Ursachen unangenehm ist, ja sogar bedrohlich vorkommt.

Es ist mein Anliegen, mit diesem Buch diese Dunkelheit auszuleuchten. Ich versuche aufzuzeigen, wie Hass entsteht und wie er tradiert wird, in welchen Gewändern er daherkommt und mit welchen Mitteln er sich bedeckt hält. Aus der Psychoanalyse wissen wir, dass Erkenntnis ein Subjekt verändert, ob in seiner Beziehung zu sich selbst, zu sozialen Gruppen jeglicher Art oder in seiner Beziehung zur Welt. Erkennen und Verstehen sind die Schlüssel zu Veränderungen und die Schlüssel des Lernens.

Hass auf die anderen, Hass auf sich selbst

Der Ort des Hasses ist der Mensch. Er ist Träger und Agierender des Hasses. Der Hass ist eine Energie mit destruktiver Absicht, der Absicht zu vernichten – einen oder mehrere Menschen, die Umwelt, sich selbst, all das, wovon wir abhängig sind. Ob die Vernichtung tatsächlich, in der Realität vollzogen wird, ist an dieser Stelle noch nicht relevant. Wichtig ist: Auch die fantasierte Absicht des Hasses ist destruktiv. Dennoch: Hassgedanken allein, mögen sie noch so zahlreich sein, führen in den wenigsten Fällen zur physischen Vernichtung. Im Gegenteil, wenn wir im Kopf, in der Fantasie vernichtende Handlungen ausführen, sind sie zumeist erledigt und die destruktive Wucht draussen. Was jedoch immer in der physischen Vernichtung endet, ist die Legitimation zu hassen und dementsprechend die Legitimation, töten zu dürfen oder gar zu müssen. Zum Beispiel im Krieg oder in terroristischen Gruppierungen.

Der Hass kann zudem auf andere Menschen projiziert werden. Das heisst, ich kann meinen Hass nach aussen verschieben und bei einem anderen Menschen verorten. Der Mensch hat die Möglichkeit, unangenehme Empfindungen, die seinem Wohlbefinden schaden, zu externalisieren, von sich weg zu leiten. Projektionen befreien uns selber von dem, was wir projizieren. Das liegt in der Natur unserer Psyche und ist ein Schutz, um unser psychisches Überleben zu garantieren. In Bezug auf den Hass lässt dies die Vermutung zu, dass ein Mensch, ein Subjekt, immer auch Objekt seines Hasses ist. Dass eine hasserfüllte Bindung zu Menschen und zur Umwelt eine hassende Bindung zum eigenen Ich miteinschliesst. Demzufolge eignet sich die Pro-

jektion vortrefflich, um sich selbst zu schützen und nicht Objekt des eigenen Hasses zu werden.

Der Hass ist also eine Form der Bindung zu einer oder mehreren anderen Personen, zu sozialen Gruppen, zu sich selber, aber auch eine Bindung zur Umwelt und zur Natur. Der Hass ist eine Bindung zu all dem, wovon wir abhängen.

Aggression kann konstruktiv und destruktiv sein

In meinen Gedankengängen zum Hass bilden vier Elemente die Grundlage.

Da ist zuerst einmal die Aggression: Unterschieden wird zwischen konstruktiver und destruktiver Aggression. Die konstruktive Aggression ist eine Energie, die wir nutzen, um uns für uns selber, für unsere Bedürfnisse und Interessen einzusetzen. Sie wird daher auch die *Aggression im Dienste des Ich* genannt. Wir können damit die Entwicklung des Ich, der Gesellschaft mitgestalten und schöpferisch an der Welt teilhaben. Ein Säugling schreit, wenn ihm etwas nicht passt – ein Ausdruck der konstruktiven Aggression. Er schadet damit niemanden, er tut sich kund, ist wirksam und verschafft sich Bedeutung. In sexuellen Begriffen gedacht, sind die Penetration und das Aufnehmen dieser Kraft ein Ausdruck der Aggression im Dienste des Ich. Wir werden mit dieser Energie geboren, bereits die Geburt zeugt davon: Das Kind will raus. Diese Kraft dient unseren Wünschen und Bedürfnissen, unserem Begehren. Sie ist lebensbejahend und schadet niemandem. Kommt dem Ich diese konstruktive Aggression abhanden, dann ist es beschädigt. Es ist ein ohnmächtiges Ich, das sich nicht mehr für sich selbst einsetzen kann, das der Eigenmächtig-

keit entbehrt. Eines, das sich nicht mehr konstruktiv und lustvoll an der Gestaltung der Welt beteiligen kann. Ein Ich, das Angst hat.

Demgegenüber hat es die destruktive Aggression darauf abgesehen, zu zerstören. Menschen zu zerstören, Natur zu zerstören, Bindungen zu zerstören, destruktiv auf die Welt und auf alles einzuwirken, von dem der Mensch abhängig ist. Mit Blick auf diese Abhängigkeit müssen wir schlussfolgern, dass die destruktive Aggression immer auch das Ich selber beschädigt. Auch wenn sie als Schutzmassnahme dargestellt wird wie zum Beispiel ein Krieg – gegen wen auch immer –, ist sie selbstschädigend.

Es ist ebenfalls eine destruktive Handlung, einem Menschen seine konstruktive Aggression zu nehmen. Ihn unter Druck egal welcher Art zu setzen, ihn in eine ausweglose Situation zu bringen und damit ohnmächtig zu machen, ihn zu foltern, ihn für seine Eigenständigkeit mit Ausgrenzung oder Liebesentzug zu bestrafen, ihn als Täter zu stigmatisieren – das alles sind aggressive Wege, um konstruktive Aggressionen zu vernichten und so Macht über den anderen zu erlangen. Rechtfertigen lässt sich das in keinem Fall.

Wir werden nicht mit zerstörerischen Eigenschaften geboren. Wir eignen sie uns während des Aufwachsens an, erlernen sie in Bindungen. Wir erfahren Gewalt tagtäglich und sind in unserem Alltag auch selber destruktiv. Wir leben mit einem Zerstörungsfaktor, den wir oftmals nicht mehr hinterfragen oder sogar als natürlich ansehen.

Im Gegensatz zum Menschen verwenden Tiere ihre Destruktivität im Sinne der Aggressionen im Dienste des Ich. Sie gehen meist sparsam damit um und gebrauchen sie nicht ausserhalb dieses Auftrages.

Beziehungen auf Augenhöhe

Ein weiteres wichtiges Element in meinen Betrachtungen ist die intersubjektive Beziehung. Darunter verstehe ich eine Beziehung ohne wertende Hierarchie. Eine Beziehung zwischen mindestens zwei Personen, die sich in ihrem Anderssein anerkennen. Sie nehmen ihr Gegenüber als eigenständiges Subjekt wahr und kommunizieren mit ihm auf Augenhöhe, richten also kein hierarchisches Gefälle ein. Diese Beziehungsform hat nichts mit der Begrifflichkeit der Liebe zu tun, sie ist vielmehr die Grundvoraussetzung für gleichwertige Beziehungen jeglicher Art. Das eine Subjekt anerkennt das andere Subjekt als Nicht-Ich.

Grundsätzlich neigen wir stark dazu, andere Personen als Teil von uns selber zu sehen, als einer oder eine, der oder die dasselbe meinen und denken wie wir. Ebenso stark neigen wir dazu, Gruppen von Gleichgesinnten zu bilden, weil wir uns da wohl fühlen. Umso dringender ist es, dieses Bedürfnis nach Verschmelzung zu hinterfragen. Dies nicht zuletzt, weil in der Verschmelzung viel Autonomie und Heterogenität zerfließt beziehungsweise sich wie in einem Schmelztiegel auflöst. Deshalb ist es dringend vonnöten, eine Alternative zu erarbeiten. Wenn wir – wie das mehrheitlich der Fall ist – davon ausgehen, dass eher die Übereinstimmungen, die Gemeinsamkeiten das Verbindende in Beziehungen sind, so setze ich dem entgegen:

Das einzige verbindende Element in Beziehungen ist die Anerkennung der Differenz. Erst mit der Anerkennung des anderen als Nicht-Ich entsteht eine intersubjektive Beziehung.

Intersubjektive Beziehungen werden uns nicht beigebracht. Wir werden in eine Gemeinschaft hineingeboren, die bereits das Neugeborene als Objekt einer kalten und erbarmungslosen Welt versteht, vor der es beschützt werden muss. Das zumindest lässt sich an dem Beziehungsangebot ablesen, mit dem wir das Kind eindecken, an dem sprachlichen Vokabular, das nicht ein autonomes Subjekt anspricht, sondern vielmehr ein Opfer, das der Welt ausgeliefert ist. Das Kind ist herzlich und schutzlos, wir heben die Stimme, wenn wir es ansprechen, verfallen in den Tonfall und die Sprache der Verniedlichung. All das versetzt die Welt für das Kind in den Bedrohungsmodus, in dem es den Schutz der Eltern braucht. Dieses Bild wird sich im Selbstbild des Kindes niederschlagen, es wird sich in der Tendenz als kraft- und wehrlos erfahren, statt ein Gefühl der autonomen Widerständigkeit zu entwickeln.

Das Ich verändert sich ständig

In psychoanalytischen Reflexionen ist das Ich eine anerkannte Grösse. Aber das Ich ist keine fixe Grösse, das – einmal gegeben – jetzt und in Zukunft vor Veränderung geschützt und behütet werden muss. Das Ich bildet sich in einer ständigen Auseinandersetzung mit dem Du. Damit der Prozess der Veränderung, des Wachstums und der Entwicklung ein Leben lang gewährleistet ist, braucht es den intersubjektiven Raum mit dem Du. Ohne diesen Raum, ohne die Anerkennung der Differenz ist das Ich verloren, ist es ein Ich, das nicht mehr begehrt, wächst, lebendig ist.

Das Wachstum und die Entwicklung des Ich enden erst mit dem Tod, und bis dahin sollten wir diesen Prozess auskosten.

Das Opfer kann auch Täter sein

Das Opfer und der/die Betroffene sind die vierte Grösse, die in diesem Text eine Hauptrolle spielen. Dabei unterscheide ich zwischen Opfer und Betroffenenem. Das Opfer ist eine inszenierte Position, deren Zweck es ist, einen Täter zu definieren. Dieser vermeintliche Täter wird nun zum Träger genau jenes Hasses, den das Opfer auf ihn projiziert. Diese Übertragung – der andere ist ein Bösewicht, der an mir schuldig geworden ist – wird von Hass gespiessen. Wenn ich einem Kleinkind sage: »Dein ewiges Schreien bringt mich noch ins Grab«, dann bezeichne ich das Kind als meinen Mörder. Der mörderische Inhalt entspricht dem Hass des Opfers. Er wird auf das Kind übertragen, welches nun erfährt, dass sein Schreien schädlich, ja gar tödlich ist für das Gegenüber. Es wird sich schuldig fühlen. Das Opfer jedoch kann mit dieser Aussage seinen Hass loswerden, der dann beim Kind als Schuldgefühl in Erscheinung tritt. Es wird diese Gefühle haben, weil es das Gegenüber zwar nicht beschädigen will, aber dennoch schreien muss, um sich Gehör zu verschaffen.

Im Gegensatz zum Opfer ist der/die Betroffene von einer aggressiven, gewalttätigen Aktion – ob psychisch oder physisch – real betroffen. So können wir durchaus sagen, dass das hier erwähnte Kleinkind von Gewalt betroffen ist, ausgeübt von einer Person, die es als ihren Mörder bezeichnet.

Ich werde diese zwei Begriffe im ganzen Text gezielt in der hier beschriebenen Bedeutung nutzen. Wenn ich von Opfern spreche, dann meine ich die Selbstinszenierung eines Subjekts als Opfer, und wenn ich von Betroffenen spreche, dann meine ich diejenigen, die real von Gewalt be-

troffen sind. So kommt es zu der paradoxen, aber wahren Feststellung, dass das Opfer in meinem Beispiel gegenüber dem Betroffenen gewalttätig ist. Und das ist in Situationen, in denen sich ein Subjekt als Opfer inszeniert, ausnahmslos der Fall. Daher wäre es wünschenswert, auch in der Alltagssprache diese Unterscheidung zu machen und von Betroffenen von Verkehrsunfällen statt von Verkehrsopferten zu sprechen, oder von Betroffenen von Terroranschlägen.

Der Hass und seine Verbindung zur Angst

Wenn wir von Hass reden, müssen wir auch von der Angst reden. Ich gehe jedoch nicht davon aus, dass der Hass eine gesteigerte Form der Angst ist, wie oft behauptet wird. Vielmehr verstehe ich Hass als einen anderen Aggregatzustand der Angst.

Beziehungen, die mit Angst verbunden sind, sind in unserer Gesellschaft alltäglich, also die Regel und nicht die Ausnahme. Wir haben Angst, den anderen zu verlieren, wenn wir etwas tun oder sagen, was wir als beziehungsgefährdend erachten. Wir haben Angst, die Stelle zu verlieren, wir haben Angst, Zugehörigkeit zu verlieren, ausgeschlossen zu werden, und vieles mehr. Verlustängste belasten und begleiten uns. Sie sind, das wage ich zu behaupten, ein stets präsenter Grundduktus, eine Art Grundbeben in all seinen seismografischen Stärken. Wir haben gelernt, mit diesem Grundbeben einigermaßen zu leben. Wir versuchen, es zu beherrschen und zu überwinden. Jeder und jede Einzelne ist – der eine stärker, die andere weniger stark – in Ängsten verfangen und sucht einen Weg, um sich mit ihnen zu versöhnen, ihnen zu entfliehen oder gegen sie zu kämpfen.

In diesem Zusammenhang müssen wir auch feststellen, dass Probleme häufig individualisiert werden, um zu vermeiden, dass die gesellschaftlichen Strukturen infrage gestellt werden. Wenn zum Beispiel ein Kind mit Lernschwierigkeiten in psychologische Behandlung geschickt wird, ohne dass die Unterrichtsmethoden hinterfragt oder über die Gruppenstruktur einer Klasse nachgedacht wird, dann wird dieses Kind in seiner Not alleine gelassen. Es ist ausgeliefert. Und das bedeutet Angst.

Wir können voraussetzen, dass die Gesetzmässigkeiten in den gesellschaftlichen Strukturen die gleichen sind wie die in den individuellen Beziehungsstrukturen. Die einen Strukturen bedingen die anderen und gehen aus den jeweils anderen hervor. Die Frage, welche das Huhn und welche das Ei sind, ist nur für diejenigen relevant, die einen Anfang brauchen. Dazu können die Schöpfungsmythen befragt werden.

Angst ist Ohn(e)macht

Die Angst ist ein Zustand der Ohnmacht – ein Zustand ohne Macht. Wir sind klein und bedeutungslos, wir sind wirkungslos, und die Welt um uns herum erscheint gross und übermächtig. Wir sind getrennt von uns selber, getrennt von der Welt. Wir sind dieser Welt und anderen Menschen ausgeliefert. Unser Ich hat an Gewichtigkeit, an Körper und Raum verloren. Die Angst und die Ohnmacht sind Zeichen eines ausweglosen Zustands, in dem sich das Ich befindet. Dieser Zustand ist immer eine Reaktion auf eine Gewalteinwirkung.

Ein Mensch kommt mit einer erheblichen Mächtigkeit

auf die Welt, schon nur wenige Tage alt kann er seine Eltern ganz schön in Aufruhr versetzen. Ohnmacht, also Angst, ist das Gegenteil davon. Diese Angst, die eine Folge von Gewalt ist, brauchen wir nicht in unserem Leben. Wir brauchen sie auch nicht, um uns auf Gefahren aufmerksam zu machen. Denn gerade in der Angst reagieren wir nicht adäquat auf Gefahren, weil wir in der Ohnmacht keinerlei oder nur noch wenig Spielraum haben, um sie einzuschätzen.

Wir können sowohl jemandem Angst machen als auch von jemandem in Angst versetzt werden. Wenn wir einen anderen Menschen in Angst versetzen, wirken wir destruktiv auf ihn ein und machen ihn ohnmächtig. Das Kleinkind in unserem vorherigen Beispiel wird zukünftig Angst haben zu schreien. Die Angst ist, wie hier sichtbar wird, kein angeborenes Gefühl, sondern eine psychische und körperliche Empfindung als Reaktion auf Gewalt. Sie ist keinesfalls eine Reaktion auf eine bestehende Gefahr – das darf nicht verwechselt werden. Um uns vor Gefahren zu schützen, reicht die Furcht aus. Sie warnt vor einer Gefahr, die real vor uns liegt und mit grosser Wahrscheinlichkeit eintreten wird. Die Furcht lässt uns handlungsmächtig bleiben und trennt uns nicht von unseren Gefühlen und auch nicht von unserem Verstand, die wir gerade in gefährlichen Situationen dringend benötigen.

In der Angst jedoch ist die Gefahr bereits eingetreten: Wir sind Betroffene, wir sind Ohnmächtige, wir sind in die Macht- und Wehrlosigkeit gestürzt.

Ich möchte diese Ohnmacht näher untersuchen, möchte verstehen, woraus sie sich zusammensetzt und welche Kon-

sistenz sie hat. Ich möchte die Mechanismen herausfinden, unter denen sie entsteht, und die Bedingungen, unter denen sie verschwindet respektive bestehen bleibt. Wenn wir diese Informationen haben, haben wir bereits die ersten Bausteine, um die Funktion des Hasses besser einordnen und verstehen zu können.

Die Ohnmacht als Form der Machtlosigkeit ist eine Position, der die Aggressionen im Dienste des Ich, wie ich sie oben beschrieben habe, abhandengekommen sind. Diese konstruktiven Aggressionen sind eine angeborene Wehrhaftigkeit des Menschen, mit der wir uns für uns selber einsetzen und uns wehren können, um unser Ich zu schützen. Ohne sie sind wir schutzlos, ausgeliefert denjenigen, die uns diesen Schutz entrissen haben. Wer einen Menschen in Ohnmacht versetzt, Gewalt gegen ihn anwendet, verfolgt ausschliesslich das Ziel, Macht über ihn zu erlangen, ihn in die Unterwerfung zu zwingen und Kontrolle über ihn zu gewinnen. Ihn der Freiheit zu berauben.

Mord verstehen wir als Verbrechen, ebenso die Miss-handlung, Entwertung und Demütigung von Menschen. Wir nennen es ein Verbrechen, wenn Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Religion, Ethnie, Klasse oder einem Geschlecht diskriminiert, verfolgt und gar ermordet werden. Wir nennen es hingegen Sieg und feiern ihre Helden, wenn ein Krieg gewonnen wird. Wir nennen es Wirtschaftswachstum, wenn Menschen für Profitinteressen ausgebeutet und entrechtet werden. Wir nennen es Schutzmassnahme, wenn ein Opfer – und nicht etwa eine Betroffene, ein Betroffener – einen Täter bezeichnet, gegen den nun legitim vorgegangen wird.

Ausserhalb dieser Kategorien offensichtlichen Unrechts

gibt es eine Vielzahl von alltäglichen Situationen der Ohnmacht, die nicht als solche erkannt werden, vielleicht auch nicht erkannt werden sollen. Die nicht im Katalog der Verbrechen vorkommen, weil sie bereits in den Kanon der unausweichlichen Begebenheiten aufgenommen wurden. Wenn zum Beispiel Anpassung und Unterwerfung erforderlich sind, um dazuzugehören, sei es zur Familie oder zu anderen Gruppierungen. Oder wenn eine Leistung erbracht, eine Voraussetzung erfüllt werden muss, um geliebt und geschätzt zu werden.

So oder so: Einen Menschen seiner Aggressionen im Dienste des Ich zu berauben, also seiner eigenständigen Ich-Definition, ist immer ein Verbrechen.

Von der Freiheit in Beziehungen

An dieser Stelle soll eine ganz bestimmte Ursache der Ohnmacht beleuchtet werden, weil sie mit Blick auf ihre Verbreitung und Tradierung, letztlich ihre ›Normalität‹, im Beziehungsgefüge als etwas Grundlegendes erscheint. Und somit auch grundlegend unhinterfragt ist.

Wir sind als Menschen von den Beziehungen mit anderen Menschen abhängig, weil sich das eigene Ich und dessen Erfahrung nur in diesem Raum, im Raum der Beziehung, konstituieren kann. Ein Ich und ein anderes Ich bilden gemeinsam diesen dritten Raum, in dem Begegnung und Beziehung stattfinden können, in dem die beiden beteiligten Ich sich erfahren, auch in der Differenz zueinander erfahren können. Dieser dritte Raum kann nur entstehen, wenn die Differenz zum anderen Ich wahrgenommen und aner-